MERKUR

Gegründet 1947 als Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Burkhard Müller, Farbenspiele
Bernhard J. Dotzler, Die Realität der Apollo 11
Timo Luks, Die Bewerbung

Heide Volkening, Teenage Kicks. Popkolumne
Eva Geulen, Lovecraft: Seine Welten und ihre Fans
Georg Simmerl, Liberale gegen Liberale
Jens Wietschorke, Reisen ins Herz der politischen Rechten

Hanna Engelmeier, Zur jüngsten Kanon-Debatte
Matthias Rothe, Sieben Befunde zur DDR-Literatur
Robin Detje, Fragebogen

73. Jahrgang, September 2019
Klett-Cotta

844

MERKUR

Gegründet 1947 als Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Der Merkur ist eine Kulturzeitschrift, wobei der Begriff der Kultur in denkbar weitem Sinne zu verstehen ist. Er erscheint monatlich und wendet sich an ein anspruchsvolles und neugieriges Publikum, das an der bloßen Bestätigung der eigenen Ansichten nicht interessiert ist. Mit kenntnisreichen und pointierten Essays, Kommentaren und Rezensionen hält der Merkur gleichermaßen Distanz zum Feuilleton wie zu Fachzeitschriften. Die Unterzeile »Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken« formulierte bei der Gründung im Jahr 1947 das Bekenntnis zu einer weltanschaulich unabhängigen Form von Publizistik, die über kulturelle und nationale Grenzen hinweg alle intellektuell relevanten Debatten ihrer Zeit aufnehmen wollte. Auch wenn der Horizont für ein solches Unternehmen sich mittlerweile deutlich erweitert hat, trifft das noch immer den Kern des Selbstverständnisses der Zeitschrift.

Heft 844, September 2019, 73. Jahrgang
Herausgegeben von Christian Demand und Ekkehard Knörer
Gegründet 1947 von Hans Paeschke und Joachim Moras
Herausgeber 1979–1983 Hans Schwab-Felisch
1984–2011 Karl Heinz Bohrer
1991–2011 Kurt Scheel

Lektorat / Büro: Ina Andrae
Redaktionsanschrift: Mommsenstr. 27, 10629 Berlin
Telefon: (030) 32 70 94 14 Fax: (030) 32 70 94 15
Website: www.merkur-zeitschrift.de
E-Mail: redaktion@merkur-zeitschrift.de
Der Merkur wird unterstützt von der Ernst H. Klett Stiftung Merkur.
Partner von Eurozine, www.eurozine.com

Verlag und Copyright: © J. G. Cotta’sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, Postfach 106 016, 70049 Stuttgart, Tel. (0711) 66 72-0, www.klett-cotta.de · Geschäftsführer: Dr. Andreas Falkinger, Philipp Haußmann, Tom Kraushaar. · Leiter Zeitschriften: Thomas Kleffner, th.kleffner@klett-cotta.de · Media-Daten: s. www.merkur-zeitschrift.de ·Manuskripte: Für unverlangt und ohne Rückporto eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. · Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 5. August 2019 · Gestaltung: Erik Stein · Satz und E-Book-Umsetzung: Dörlemann-Satz GmbH & Co. KG, Lemförde

Bezugsbedingungen: Der Merkur erscheint monatlich. Preis 14 €; im Abonnement jährlich 140 € / 162 sFr; für Studenten gegen Vorlage einer Bescheinigung 96 € / 114 sFr; alle Preise jeweils zzgl. Versandkosten. · Die elektronische Version dieser Zeitschrift mit der Möglichkeit zum Download von Artikeln und Heften finden Sie unter www.volltext.merkur-zeitschrift.de. Der Preis für das elektronische Abonnement (E-Only) beträgt 140 € / 162 sFr; für Studenten und Postdocs gegen Vorlage einer Bescheinigung 48 €; für Privatkunden, die gleichzeitig die gedruckte Version im Abonnement beziehen, 20 € / 28 sFr. Im jeweiligen Preis der elektronischen Abonnements ist der Zugriff auf sämtliche älteren digitalisierten Jahrgänge enthalten. Preise für Bibliotheken und Institutionen auf Anfrage. Alle genannten Preise enthalten die zum Zeitpunkt des Kaufs gültige Mehrwertsteuer. In Drittländern jenseits der Schweiz (und außerhalb der EU) gelten die angegebenen Preise netto. · Die Kündigung des Abonnements muss spätestens vier Wochen vor Ende des Bezugszeitraums in schriftlicher Form erfolgen. Ansonsten verlängert es sich automatisch um ein Jahr. Die Mindestbezugsdauer beträgt ein Jahr.
Abonnementverwaltung (falls vorhanden, bitte Kundennummer angeben): Verlag Klett-Cotta Aboservice, Heuriedweg 19, 88131 Lindau, Telefon (0 83 82) 2 77 57-923, Fax (0 83 82) 2 77 57-655, E-Mail: klett-cotta@guell.de; Downloads, Einzelheft- und auch Abobestellungen unter www.merkur-zeitschrift.de
ISSN Print 0026-0096 / ISSN Online 2510-4179 www.merkur-zeitschrift.de
ISBN 978-3-608-11168-2

Inhalt

Autorinnen und Autoren

Zu diesem Heft

BEITRÄGE

Burkhard Müller
Farbenspiele.
Oder wie eine Metaphysik des Diesseits aussehen könnte

Bernhard J. Dotzler
Mission Possible.
Die Realität der Apollo 11

Timo Luks
Die Bewerbung.
Eine Kulturtechnik des 19. Jahrhunderts

KRITIK

Heide Volkening
Popkolumne.
Teenage Kicks

Eva Geulen
Literaturkolumne.
H. P. Lovecraft: Seine Welten und ihre Fans

Georg Simmerl
Liberale gegen Liberale.
Unpopuläres über den (deutschen) Populismus

Jens Wietschorke
What’s the Matter with Fergus Falls?
Reisen ins Herz der politischen Rechten

MARGINALIEN

Hanna Engelmeier
Bemerkungen zur jüngsten Kanon-Debatte

Matthias Rothe
Was bleibt? Sieben Befunde zur DDR-Literatur

Robin Detje
Fragebogen

Vorschau

Burkhard Müller, geb. 1959, Hochschuldozent und Journalist. 2016 erschien *Fälschungen, Verwandlungen*, 2018 (zus. m. Thomas Steinfeld) *Deutsche Grenzen. Reisen durch die Mitte Europas*. burkhard.mueller@sz.tu-chemnitz.de

Bernhard J. Dotzler, geb. 1963, Professor für Medienwissenschaft an der Universität Regensburg. 2017 erschien (zus. m. Silke Roesler-Keilholz) *Mediengeschichte als Historische Techno-Logie.*

Timo Luks, geb. 1978, Historiker, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere Geschichte der Justus-Liebig-Universität Gießen. 2019 erschienen *Die Ökonomie der Anderen. Der Kapitalismus der Ethnologen – eine transnationale Wissensgeschichte seit 1880* sowie *Schiffbrüchige des Lebens. Polizeidiener und ihr Publikum im neunzehnten Jahrhundert*. timo.luks@geschichte.uni-giessen.de

Heide Volkening, geb. 1968, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Philologie der Universität Greifswald. 2006 erschien *Am Rand der Autobiographie. Ghostwriting – Signatur – Geschlecht.* Heide.Volkening@uni-greifswald.de

Eva Geulen, geb. 1962, Germanistin, Direktorin des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin. 2016 erschien *Aus dem Leben der Form. Goethes Morphologie und die Nager*. www.zfl-berlin.org

Georg Simmerl, geb. 1985, Kulturwissenschaftler, promoviert an der Berliner Humboldt-Universität über Kritik und Regierungskunst des Liberalismus während der Gründerkrise. simmerlg@hu-berlin.de

Jens Wietschorke, geb. 1978, Akademischer Rat am Institut für Europäische Ethnologie der LMU München. 2019 erscheint *Kirchenräume in Wien*.
jens.wietschorke@univie.ac.at

Hanna Engelmeier, geb. 1983, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen. 2016 erschien *Der Mensch, der Affe. Anthropologie und Darwin-Rezeption in Deutschland 1850–1900.*
hanna.engelmeier@kwi-nrw.de

Matthias Rothe, geb. 1966, Associate Professor of German an der Universität von Minnesota. 2009 erschien *Wissenschaftsgeschichte als Begriffsgeschichte* (Mitherausgeber). mrothe@umn.edu

Robin Detje, geb. 1964, lebt als Autor, Literaturübersetzer und Teil der Künstlergruppe bösediva in Berlin. Twitter: @robindetje

Zu diesem Heft

Kanonisch ist, was kulturell als unverzichtbar gilt. Das ist dann aber auch fast schon alles, worüber in Kanon-Debatten Einmütigkeit besteht. Über die angemessenen Kriterien wird hingegen regelmäßig ebenso erbittert gestritten wie darüber, wessen Stimme hier eigentlich aus welchen Gründen welches Gewicht zukommen sollte. Hanna Engelmeier zeichnet in ihrem Essay die jüngste dieser Kontroversen nach, bei der es um die Frage ging, was von einem literarischen Kanon zu halten ist, der deutlich mehr Autoren als Autorinnen enthält. Dass sich die unterschiedlichen Parteiungen im Verlauf der Debatte in dieselben Aporien verstrickten wie schon Generationen vor ihnen, schmälert den Wert des Versuchs, einen allgemeinen Konsens über kulturelle Rangfragen zu erreichen, keineswegs. Schließlich geht es bei Kanon-Debatten um eine Form der gesellschaftlicher Selbstvergewisserung, für die die öffentliche Auseinandersetzung als solche wichtiger ist als definitive Antworten.

Die Frage, was bleibt, hat sich auch Matthias Rothe gestellt, allerdings mit Blick auf ein klar definiertes Korpus, nämlich aus Anlass einer Vorlesung zur DDR-Literatur, die er während eines Gastsemesters in Graz gehalten hat. Rothe ist in der DDR aufgewachsen, lehrt heute aber an der Universität von Minneapolis in den Vereinigten Staaten. Und wollte nun, für sich und seine Studentinnen und Studenten, überprüfen, wie sich einst kanonisierte

(und andere) Texte mit zeitlichem, kulturellem, räumlichem Abstand ausnehmen. Seine Relektüren zeigen, wie sich in der Literatur auch der politische und gesellschaftliche Wandel der DDR (und ihrer Ideologien) abbildet. Zugleich treten aus der Distanz die Blindstellen stärker hervor – etwa die komplette Abwesenheit der Vertragsarbeiter in der Literatur. Jeder der sieben Befunde, zu denen Rothe gelangt, ist interessant, für ihn am verblüffendsten ist aber gleich der erste: »Die Studierenden lesen die Texte durchaus mit einiger Begeisterung, und auch ich bin nicht gelangweilt.«

CD/EK

Beiträge

Burkhard Müller

Farbenspiele

Oder wie eine Metaphysik des Diesseits aussehen könnte

Farben! Es scheint so viele von ihnen zu geben; manchmal wirbt Computersoftware damit, dass sie eine Million verschiedener Farben darzustellen vermöge, was eine andere Art ist zu sagen: unendlich viele. Und doch ist ihr Umkreis ganz offensichtlich begrenzt. Die reinen Farben lassen sich komplett durch die Übergänge des Regenbogens abdecken, alle Unendlichkeit hat hier bloß im Infinitesimalen statt. Man hat sich darauf geeinigt, dass es sieben Großfarben seien, die sich hier angeben lassen. Ich misstraue dieser Zahl; in meinen Augen fehlt es dem Indigo zwischen Blau und Violett an Dignität, es soll bloß die unschöne Zahl Sechs vermeiden helfen.

Was die unreinen Farben betrifft einschließlich der Helligkeitsstufen, so ließen auch sie sich durch ein geometrisch geschlossenes Modell darstellen. Es müsste allerdings, statt eindimensional wie der Regenbogen, dreidimensional sein, eine Kugel mit einem Nordpol aus Schwarz und einem Südpol aus Weiß, und in seinem Inneren alle denkbaren Vermischungen, alle Brauns, Graus und abgetönten Olivs. Da nicht jede Mischung sich durch

Nachbarschaft darstellen lässt, müssten auch einige Fäden hin und her laufen. Diese Kugel wäre naturgemäß kompakt, ohne Lücken, und hätte für veranschaulichende Zwecke den Nachteil, nur an der Oberfläche ganz sichtbar zu sein, ansonsten aber nur mehr oder weniger willkürlich auswählende Schnitte zuzulassen, die das Prinzip zeigen, aber eben nur einen Bruchteil dessen, was es ermöglicht – ein bisschen so wie der Erdkern, den wir ja in seiner unvorstellbaren Ermesslichkeit auch nur wissen, aber nicht imaginieren können. Dürfte man den Regenbogen als eine endliche Unendlichkeit bezeichnen, so wäre solche Unendlichkeit in der Farbkugel zur dritten Potenz erhoben. Aber endlich wäre sie immer noch. Wie abzählbar bei aller Unabsehlichkeit die Farben bleiben, sieht man besonders schön an dem Umstand, dass in der Fotografie jeder Farbton sein genaues und niemals fragliches Negativ-Komplement besitzt, seinen Antipoden, der sich in seinen Längen-, Breiten- und Tiefenkoordinaten vorab genau bestimmen lässt; das gilt noch von den vertracktesten Hautnuancen.

Wäre eine undenkbare Farbe denkbar? Oliver Sacks, der Neurologe, der mit seinen Fallgeschichten die synthetische Leistung allen Wahrnehmens und Bewusstseins anschaulich gemacht hat, spricht in seinem Buch über Halluzinationen davon, dass die Personen, denen sie widerfahren, unter anderem *neue* Farben gesehen hätten. Dieser Information ginge man gern auf den Grund. Was heißt das: neu? Nur etwa so neu, wie zum Beispiel die Neonfarben neu waren, als sie aufkamen: mit ungewohnten Qualitäten des Leuchtenden ausgestattet, ansonsten aber die altbekannten Töne? Oder so, als wäre plötzlich der geschlossene Kreis, als den man den Regenbogen darstellen kann, an einer

Stelle aufgegangen und hätte, wie man eine weitere Person in die Gesprächsrunde aufnimmt, ein neues Segment in sein Rund gefügt, ein neues Farbfeld sich einverleibt? Nicht so wie Indigo zwischen Blau und Violett, nuancenweise, sondern ganz anders? Ein Phänomen, das jeden, der es erblickt, erst mal rückwärts vom Hocker haut, weil er, was er da unwiderleglich sieht, noch nie gesehen hat, auf eine grundstürzendere Weise, als wenn plötzlich ein Saurier oder Alien vor ihm stünde? (Denn die kennt er ja in gewisser Weise schon, da sie in aller spektakulären Fremdheit doch jedenfalls aus vertrauten Elementen gefügt wären.) Interessant wären vor allem die Mischungen und Übergänge: In das Bekannte mischt sich schleichend ein Unerhörtes, auf das man erst gar nicht achtet, das sich aber immer stärker durchsetzt, wie ein anfangs leises, dann immer lauter werdendes Instrument im Orchester. Diese Übergänge immerhin müssten wir uns doch, wenn schon nicht denken, so doch als denkbar denken können!

Jeder einzelne Mensch, jedes optisch begabte Wesen hat (wenigstens bis ihm die Halluzination naht) mit ziemlicher Sicherheit einen ihm bekannten Umkreis des ihm koloristisch Möglichen. Es gibt ja, wie wir wissen, auch Infrarot und Ultraviolett, als kontinuierliche Fortsetzung des uns sichtbaren Spektrums; nur dass wir sie nicht sehen können. Das Spektrum geht an seinen beiden Enden für unser Auge allmählich in ein Nichts über, wie wenn sich allmählich ein Nebel niedersenkt. Gleichwohl wissen wir, dass es weitergeht: Wenn Eisen glüht, beginnt es mit einem dumpfen Rot, das sich nach und nach in seinen grauen Metallton schleicht wie das warnend leise Knurren eines gestreichelten Hundes. Es wird kirschrot, orange, gelb, weiß – und dann ist die Glut am Ende ihrer Skala, das Eisen scheint wie zuvor, aber jeder, der dem Schauspiel

beigewohnt hat, weiß, dass der Kreis sich keineswegs schließt, dass er jetzt vielmehr aufgeht in die höchste Gefährlichkeit. (Wölfe, unmittelbar bevor sie ihr Opfer fressen, legen alles Bedrohliche ab, sie freuen sich nur noch auf die Mahlzeit.) Eine Honigbiene jedoch sieht auch dieses Ultraviolett. Es ist anzunehmen, dass sie hierüber nicht erstaunt, sondern eben wahrnimmt, was sie kennt. Auch wir sehen die Blüte ja durchaus, deren Licht für die Biene ultraviolette Qualitäten besitzt. Aber uns kommt sie anders vor, sie bietet sich unserem Menschenauge als ein eher unscheinbares Lila dar. Wir sehen die Rampe, aber nicht die Rakete, die von ihr startet.

Es ließe sich auch denken, dass andere Menschen, wenn sie unerstaunt dieselben Farbadjektive wie ich selbst verwenden, dabei etwas ganz anderes sehen als ich; dass sie also zum Beispiel, wenn sie »grün« sagen, wie sie es ihr ganzes Leben getan haben, eine Farbe meinen, die ich, sähe ich dasselbe wie sie, als »rot« bezeichnen würde, oder die gar etwas namenlos anderes wäre. Einige (nicht alle!) Frauen besitzen, wie ich unlängst gelesen habe, neben den drei Arten von Zäpfchen, die alle Menschen haben, noch eine vierte Sorte: Es muss ihr Farbempfinden im Verhältnis zu ihren Erfahrungsgenossen, die bloß drei haben, ungeheuer erweitern, ohne dass eine von beiden Seiten dies auch nur je bemerken müsste. Die einen sehen wenig Farbe und wenige Farben, die anderen viel und viele, und beide sprechen so darüber, dass sich die Differenz niemals zu erkennen gibt. Das Farberleben dieser beiden Gruppen, die doch ansonsten einträchtig nebeneinander leben, muss sich mindestens so weit voneinander unterscheiden wie der Horizont eines Erwachsenen von dem eines Kindes in Hinsicht auf, sagen wir, die Sexualität: Hier fehlt dem Kind eine ganze Dimension; sie fehlt ihm so sehr, dass es nicht

einmal weiß, dass sie ihm fehlt. Und der Erwachsene, der es weiß, lächelt; einerseits natürlich aus Gründen der Schicklichkeit, und weil ihm klar ist, dass der Aufschluss keine Ermutigung braucht, sobald es so weit ist; andererseits aber vor allem, weil er weiß, dass Erklärungen keinen Sinn haben. (Nur dass die Vierzäpfchen-Frau nicht einmal ahnt, was sie den Dreizäpfchen-Leuten voraus hat.) Nur manchmal dringt ein Anklang nach draußen, ins Feld der Kommunikation. Ich erinnere mich einer Unterhaltung mit einer älteren Dame, die den überwältigenden Reichtum der verschiedenen Sorten Grün im Frühling pries. Ich konnte ihn nicht entdecken, mir schien er einigermaßen beschränkt, und ich äußerte mich entsprechend. Wir haben das Thema nicht vertieft, aber vielleicht war da was.

Nichts ist größerer Variabilität ausgesetzt und unzuverlässiger als die Farbpalette, die sich mit Vorliebe in ihrer Gesamtheit verwandelt, als Ganzes sozusagen ein Stück nach links oder rechts transportiert wird und davon ablenkt, welche Veränderung hier im Großen vor sich geht. Davon immerhin hat man Beispiele, auch wenn man nicht in den Kopf des anderen sehen kann, in seiner eigenen Erfahrung. Zuweilen liegt bei Kunstausstellungen der zugehörige Katalog vor den Gemälden, so dass man die Abbildung direkt daneben halten kann. Auch bei sonst hervorragender Qualität des Drucks: Die Farben stimmen buchstäblich nie überein, das ganze Spektrum ist verschoben – man käme dem Phänomen nicht auf die Schliche, wenn sich nicht der seltene Vergleich böte. Und die Unterschiede sind nicht etwa gering! Oder die Farbeinstellung des Fernsehers (je schlechter das Gerät, desto verblüffender das Ergebnis): Da ist es dem Zuschauer ja selbst überlassen, wie viel Rot, Grün, Blau er

hineinmischen will. Hat er sich aber erst einmal entschieden (oder hat ein anderer es schon vorab getan), braucht ihm diese Zurichtung überhaupt nicht aufzufallen. Zuweilen merkt man bei einem Spielfilm erst nach einer Stunde, dass man die Farbe Grün schon lang nicht mehr gesehen hat.

Sogar unsere zwei Augen sind sich nicht immer einig: Hat man eine Zeitlang in der Sonne gelegen, und zwar in einer Position, dass ein Auge mehr beschienen wurde als das andere, stellt man hinterher fest, dass das Auge, das der Sonne ausgesetzt war, alle Farben bleicher wahrnimmt, besonders aber die Farbe Gelb. Man hält das linke Auge zu: Das Handtuch wirkt hellgelb; man hält das rechte zu: dunkelgelb. Plötzlich erscheint Farbe, angeblich so reich in ihren Möglichkeiten, als etwas ganz Geringes, das in den Dingen beziehungsweise ihrer Wahrnehmung nur enthalten ist wie das Zitronige im Wassereis: Man saugt daran, und es bleibt, zunehmend verblassend, nur das Eis selbst zurück, ohne die gelbe Farbe und den süßsauren Geschmack. Farbe, so kommt es einem dann vor, steckt nicht in den Dingen selbst, ja sie haftet nicht einmal sicher auf den Oberflächen. Schon vergleichsweise kleine Eingriffe waschen sie aus und verfälschen sie.

Wie steht es also mit ihrer Vielfalt? Früher war es üblich, Schwarzweißfotografien mit Buntstift zu kolorieren; auch von mir existiert ein derartiges Foto, mit Schultüte am Tag meiner Einschulung. Es gab hier von Anfang an nicht so furchtbar viel, was nach Farbe verlangte, vier oder fünf verschiedene Buntstifte reichten völlig, um die Illusion zu erzeugen, es sei wirklich so gewesen, und ein Farbfoto des Anlasses hätte auch nicht anders ausgesehen. Diese Einsicht hat etwas Bestürzendes: Denn heißt es nicht, dass die Farben der Welt zuletzt ein armer Vorrat sind, der nur

so reich wirkt, weil die Dinge und das Licht ihnen so viel aus eigenem Bestand leihen? Dann genügt ein einziger dunkelgrüner Stift, um einer grobgestrickten Jacke ein glaubwürdiges Farb-Dasein anzudichten, mit all jenen Varianten, die man wahrzunehmen meint – während diese in Wahrheit aus den Schatten und den Fäden kommen, Leihgaben der Schwärze und des Korns. So sind wir ärmer, als wir glauben.

Aber in mancher Hinsicht auch wieder reicher. Die Farbe spielt uns wohlwollend Streiche. Ich denke zum Beispiel an die Sonderrolle der Farbe Grün. Alle anderen Farben des Farbkreises, die durch Mischung entstehen, bekennen diese Mischung unseren Augen ein. Jeder erkennt ohne weiteres, dass Orange sich aus Rot und Gelb, Violett aus Blau und Rot zusammensetzt. Vom Grün kann man wissen, ja *sehen*, dass es aus der Mischung von Gelb und Blau hervorgeht. Und doch trägt das Resultat (sofern es wirklich die Mitte zwischen den Zutaten hält und keiner den Vorzug gibt, also sich beispielsweise als Türkis darbietet) keine Ähnlichkeit mehr mit den Ausgangszuständen: Die Mischung hat etwas scheinbar unvermischt Neues hervorgebracht, aber eben nur an diesem Saum, und an den anderen Säumen nicht. Diesem Gefühl kann man nicht entrinnen; es äußert sich sachlich in der ewigen Ungewissheit, ob die Zahl der bunten Grundfarben nun mit drei oder vier anzusetzen sei. Der Unterschied von Grün gegenüber Violett und Orange enthält in seiner planen Sinnlichkeit ein Moment, das die Sinnlichkeit noch im Auge selbst überschreitet, und stellt insofern ein objektiv gewordenes Geheimnis dar.

Dass das als komplett empfundene Ensemble der Grundfarben mit vier und nicht mit drei anzusetzen ist,

wird manifest, sobald eine davon fehlt. Man betrachte die Flaggen der jungen Staaten besonders Afrikas. Flaggen sind ja immer grobschlächtige, ausdrucksstarke Masken der Länder, die sie hissen. In den alten Ländern Europas sind es Masken der Geschichte, gebannt und unfrei. In den jungen aber hat man sie frei gewählt am Tag, als sie unabhängig wurden. Sie sind anders farbig als die der alten Länder, in deren Farben sich vor allem Geschichte malt; sie sind bunt. Viele Staaten Afrikas haben sich für Grün, Gelb und Rot entschieden (manchmal akzentuiert von Schwarz, aber das soll hier außer Betracht bleiben). Dass hier Blau fehlt, bewirkt im Betrachter ein Gefühl von Dürre: Wo ist das Wasser, wo der Himmel? Mali, Ghana, Guinea, Burkina Faso, Kongo-Brazzaville, Benin und all die anderen, wie stellten sie sich ihre Zukunft vor, als sie diese Unentbehrlichkeiten beiseite ließen? Das Fehlen von Gelb hingegen subtrahiert die Sonne, es macht die tiefen Breitengrade düster. Von den traurigen Tropen schrieb Claude Lévi-Strauss. Ich sehe sie in der Flagge von Gambia. Im Grün erblickt man das Milde und Nährende der Pflanzen. Was dachte sich der Tschad, als er es ausklammerte und sich diese grelle, grausame Trikolore zulegte? Dieselben Farben führt der Kongo (die Demokratische Republik), mit seinem vielen Regenwald eigentlich der grünste Staat Afrikas, der, seit er 1960 selbständig wurde, niemals Frieden gekannt hat. (Kolumbien, Venezuela und Ecuador sind hingegen Staaten nach dem Muster Europas, sie existieren schon zweihundert Jahre; ihr Gelb, Blau und Rot sind alte emblematische Parteifarben. Ähnliches gilt vom Grün-Gelb-Blau Brasiliens.) Wo Rot fehlt, ist gut Urlaub machen, denn hier wird bei aller Heiterkeit das animalische Leben geleugnet oder mindestens sediert, und es droht dem